

Friedrich Wagenfeld

Zu seinem 100jährigen Geburtstage

Von G. S. Hartlaub



Am 3. Januar 1810 wurde in der Säulenstraße zu Bremen der Schriftsteller Friedrich Wagenfeld geboren. Bevor wir erzählen, was aus ihm geworden ist und — was aus ihm hätte werden können, geben wir zur Orientierung den äußeren groben Umriss seines Lebens und Wirkens im voraus, um dann diesem Bilde einige feinere Züge der Innen-Zeichnung hinzuzufügen, und Licht und Schatten auf ihm zu verteilen.*) —

Wagenfeld war der Sohn eines wohlhabenden Krämers. Sein Vater ließ den begabten Knaben die Gelehrtenschule (das heutige Gymnasium) besuchen. Hier trieb er bereits Geschichts- und Sprachstudien; er bevorzugte das Griechische, Lateinische und Arabische. Von 1829—1832 studierte der junge Wagenfeld dann in Göttingen, und zwar — angeblich — Theologie; er beschäftigte sich aber, wie es scheint, mehr mit orientalischer Philologie, und trieb daneben geschichtliche und allgemein-literarische Studien. Ohne einen äußeren Abschluß seines akademischen Bildungsganges herbeigeführt zu haben, bezog er dann 1832 eine Hauslehrerstelle in Brinkum bei Bremen. Die hier gebotene Muße benutzte er dazu, eine in ihrer Art geniale Geschichtsfälschung zu inszenieren, lediglich zu dem Zwecke, der akademischen Gelehrtenwelt einen Streich zu spielen. Die Zeitungen brachten die Nachricht, in einem portugiesischen Kloster sei eine Abschrift des phönizischen Historikers Sanduniathon (ca. 13. Jahrhundert v. Chr.) in der griechischen Übertragung des Philo aufgefunden worden, und sie sei durch einen portugiesischen Offizier dem Hauslehrer Wagenfeld in Brinkum zur Veröffentlichung zugesandt worden. Bald darauf erschien denn auch ein

*) Wir halten uns im Wesentlichen an den Bericht der „Bremer Zeitung“ (1846 No. 250), der bei Anlaß des Todes Wagenfelds erschien und offenbar aus der Feder eines Mannes stammt, der dem Dichter nahe stand.

von Wagenfeld besorgter Auszug des Werkes mit einem Vorwort des Philologen Grotefend, des berühmten Entzifferers der Keilschrift, und mit einem Saksimile der Handschrift, zu deren Nachahmung Wagenfeld offenbar ein erstaunliches Talent besessen haben muß. Eine Zeitlang war fast die gesamte wissenschaftliche Welt getäuscht; nur die große Verzögerung in der Herausgabe des vollständigen Originaltextes erweckte Verdacht, und da Wagenfeld überdies in dieser Hinsicht ein recht zweideutiges und unklares Benehmen an den Tag legte, flammte der Streit über die Echtheit bald hoch auf. Als das Werk erschien, war man bereits über die Fälschung so ziemlich einig. Der Autor, dessen Begabung auch von seinen Gegnern rückhaltlos anerkannt wurde, ergab sich von nun an — wohl unter dem Drucke seiner moralischen Verfassung und der auf ihn geschleuderten Angriffe — einem zügellosen Nichtstuer- und Trinker-Leben. Krankheiten rieben ihn vollends auf. Trotzdem raffte er sich soweit auf, daß er noch außer gelegentlichen novellistischen Zeitungsbeiträgen zwei größere Werke fertigstellte: Die „Bremer Volksagen“ und die „Kriegsfahrten der Bremer“. Vor allem das erstgenannte der beiden Bücher verrät, wie wir noch sehen werden, trotz mancher Willkür und Zerfahrenheit im einzelnen wie in der Zusammenfügung des Ganzen, die große Anlage seines Verfassers. Die Volksagen erschienen im Jahre 1845. Ein Jahr später schon, am 26. August 1846, starb Wagenfeld in noch jugendlichem Alter.

Manchen, ja den meisten, wird der Name dieses Mannes unbekannt sein. Wir wollen im voraus verraten, daß dieser Mann ein Dichter war, ja sogar in gewissem Sinne ein unsterblicher Dichter, wenn anders es schon von der Unsterblichkeit eines Mannes zeugt, daß ein Bruchteil seiner Werke, und sei es auch nur ein geringer, dauernd fortlebt, ward auch sein Name längst vergessen. Und wer — wenigstens von uns Bremern —, kennt nicht die „Geschichte von den sieben Säulen“, die in Wagenfelds Buch „Bremer Volksagen“ aufgezeichnet steht? Merkwürdig, daß die wenigsten, die sich dies ganz und gar genial erdachte satirische Märchen erzählen lassen, auf den Gedanken kommen, nach seinem Autor zu fragen. Merkwürdig, aber sehr wohl erklärlich. Die Geschichte ist — wenigstens scheinbar — sehr anspruchslos und schlicht erzählt, und in der starken, einfachen Holzschnittmanier alter Chroniken dargestellt. Die Subjektivität des Verfassers ist — und zwar mit aller Bewußtheit — versteckt, und darum wirkt seine Satire mit jenem ganz unpersönlichen Zauber, den ein Märchen, eine Sage oder eine Legende besitzt. Die Ironie freilich, die doch aus allen Zeilen hervorlugt, sollte

den Leser stutzig machen; aber sie erscheint wohl den Meisten als eine unbewußte, sozusagen zufällig den berichteten Tatsachen anhaftende, nicht als eine Ironie des Berichterstatters selbst. Es ist psychologisch höchst merkwürdig, daß jemand, der die Gabe freier Erfindung besitzt, doch seine Schöpfungen unter der anonymen Schlagge der Volksagen segeln läßt. Es liegt — genau betrachtet — auch hier in gewisser Weise ein Akt bewußter Täuschung vor, so wie ihn Wagenfeld einige Jahre früher mit der Abfassung seines phönizischen Historikers ganz unverhüllt geplant hatte. Aber diese Täuschung ist nicht eigentlich unmoralisch, weil sie ja nicht dem persönlichen Vorteil und Ruhm des Täuschenden dient, sondern im Gegenteil einer tiefen Bescheidenheit zu entspringen scheint. Oder hoffte der Autor doch, daß man den kleinen Trug bald durchschauen und dann den Erfinder der angeblichen Sagen um so höher preisen würde? Jedenfalls ist diese Hoffnung trügerisch geblieben. Denn — ob freiwillig oder unfreiwillig, — der Verfasser der Geschichte von den sieben Säulen teilt das Schicksal mancher Volksdichter: er ist namenlos geblieben. Jedoch nicht nur durch dies Manko an persönlichem Ruhm, auch durch positives Verdienst gehört er mit einigen seiner Werke in die Reihe jener namenlosen Unsterblichen. Zum Preise seiner Geschichte von den sieben Säulen läßt sich nur das Allerhöchste sagen. Daß ihr Verfasser die Gabe besaß, in einer wahrhaft vorbildlichen Art zu erzählen, einer Art, die kunstlos erscheint, eben weil sie so durchaus natürlich ist, und weil sie keinen höheren Ruhm der Darstellung kennt, als sie frei und doch getreu dem Lauf der Ereignisse folgen zu lassen. Daß eben diese Ereignisse, wie sie der Dichter erzählt, von seiner wahrhaft bewundernswerten Kraft der Erfindung zeugen, einer Erfindung, die ihre Gegenstände nicht willkürlich und phantastisch schafft, sondern in engster Sühnung mit dem, was täglich geschieht, was täglich gedacht wird, und was daraus an Wahrheit und Irrtum, Gut und Böse, Schön und Häßlich für die Welt der Werte täglich neu herauspringt. Und daß der Erzähler auch ein freier Geist, ein Weiser ist: Denn, wie er im Begriffe steht, jene endgültigen Werte festzusetzen und über die Geschöpfe seiner Einbildung und ihre Taten zu verteilen, wie er als Richter seiner Phantasiwelt die Bosheit, die Torheit, die Trägheit brandmarken, die Güte, die Umsicht und den Fleiß mit Lob bedenken will, da nimmt er sich zuvor das alte Privilegium der Weisheit: Er zweifelt! Und er fragt: Was ist denn „gut und böse“, was ist „klug und dumm“, was ist „Fleiß und Trägheit“? Tragen denn die sieben Säulen ihren Namen auch mit Recht? Es sind berühmte Nichtstuer, Langschläfer und Vielesser, die zu träge sind, ihrem

Vater bei der Bestellung seines kümmerlichen, wegen der Wassernähe sumpfigen Ackerlandes zu helfen, die aber doch plötzlich den Fleiß besitzen, durch Aufführung eines hohen Dammes auf einen Schlag das ganze Gelände zu entwässern. Freilich nur, damit sie in um so größerer Bequemlichkeit und noch überdies viel erfolgreicher ernten können. Also letzten Endes wieder aus Faulheit! Sie sind fleißig genug, ihre Kohlgärten mit hohen Hecken zum Schutze vor den Hasen zu umgeben, — aber sind nicht die Nachbarn fleißiger, die Nacht für Nacht im Kohl sitzen und wachen, um die Hasen zu verscheuchen, — während die sieben Säulen zu Hause liegen, schlafen oder ein Schlemmerleben führen? Die einen sind fleißig, um noch fauler sein zu können, der Fleiß der andern aber belohnt sich nie, ist sich selbst genug, schafft keine Bequemlichkeit, sondern ist schon froh, wenn er größere Unbequemlichkeiten vermeidet. — Plötzlich beginnen also die Begriffe „fleißig“ und „faul“ zu schillern. Sie erscheinen relativ, verschieden anwendbar, je nach dem, was man eigentlich mit den Worten „fleißig“ und „faul“ meint. Und in dieser Welt des Gemeintem dämmern dann höhere, absolutere Werte auf. Denn soviel ist sicher: Diese sogenannte Faulheit ist die Mutter alles Fortschritts, aller Zivilisation. Der höchste Fleiß, die beste Erfindungskraft richtet sich darauf, eine höhere Ökonomie in der Muße und Bequemlichkeit, derb gesagt: in der Faulheit zu gewinnen. Und der bescheidene, genügsame, aufopfernde, aussichtslose und rührende Fleiß, wie steht es mit ihm? Scheint er nicht der Träger aller Stagnation, der Vater des Stumpfsinns und der Kümmerlichkeit? Aus der Scheinwelt der bloßen Namen „Fleiß“ und „Faulheit“, erhebt sich durch solche Umwertung die höhere Welt der Ideen, die Welt der richtig verstandenen Werte der Kulturentwicklung. Weil der Dichter das eingesehen hat, kann er die landläufigen Werturteile der Nachbarn (dieser ewigen, allgegenwärtigen „Nachbarn“!) nicht mehr ernst nehmen. Der Geist der Ironie schwebt über seiner Erzählung von den sieben Säulen und ihren fleißigen Nachbarn. Der Erfolg gibt den Säulen Recht, aber der Dichter läßt diese Tatsache für sich sprechen, und hütet sich wohl, die Säulen ausdrücklich zu glorifizieren. Im Gegenteil, er stimmt scheinbar eher dem Verdammungsurteil der Nachbarn zu, und mystifiziert dadurch absichtlich in ironischer Absicht seinen Leser. Das ist seine Gerechtigkeit, seine Objektivität, die das Tatsächliche überall durch eingestreute Ironie in eine so neue und ungewöhnliche Beleuchtung rückt, daß alles wieder problematisch und recht eigentlich fragwürdig erscheint. So finden wir in dem knappen und anspruchslosen Rahmen des Märchens eine überaus tief sinnige Deutung der Idee des Fortschritts. Die eigen-

tümlische, wenn auch vielleicht nur scheinbar bestehende Diskrepanz zwischen sittlich gut und zweckmäßig, zwischen Moral und Evolution tritt in ein scharfes Licht, und als letzte Erkenntnis dämmert auf, daß alle Entwicklung nur unter beständigen Krisen der konventionellen Wertbegriffe vorwärts drängen kann.

Wie sehr tritt gegenüber dem allgemein menschlichen Gehalt dieser Erzählung jene lokale Beziehung zurück, der sie doch wohl einen großen Teil ihrer bremischen Popularität verdankt! Daß die sieben Säulen es sein sollen, denen unsere Säulenstraße den Namen verdankt, war von Wagenfeld nur erfunden, um seine Erzählung mit Sug in den Rahmen seiner Bremer Volksagen einfügen zu können. Bei den übrigen Bremer Volksagen, die Wagenfeld in seinem Buche zusammenstellt, ist die lokale Beziehung auch meist stärker ausgeprägt. Im übrigen ist die Sammlung vollständig buntscheckig und heterogen zusammengesetzt, so daß von irgend welcher Einheit des Inhalts nicht die Rede sein kann. Eigentlich Sagenhaftes findet sich nur wenig darin, das meiste sind kurze der bremischen Lokalkronik entnommene, mehr oder weniger historische Notizen über Hungersnöte, Teuerungen, Hexenverbrennungen, Wunderzeichen, Heiligererscheinungen, Mißgeburten usw. — lauter Berichte, aus denen die dumpf befangene Luft des mittelalterlichen Stadtlebens beängstigend und bedrückend hervorschlügt. Dazwischen stehen höchst eigenartige, nur um einen schwachen Kern von Überlieferung frei herumgesponnene Erzählungen. Legendarische Traditionen sehr geschickt mit Erfindungen vom Typus der echten rechten Gespenstergeschichte verquickt — so z. B. in der magisch schillernden, leider nur etwas verworrenen Geschichte von „St. Oleffs Sarg“. Novellenhafte Zusammenhänge in eine ziemlich lose Beziehung zur heimatischen Spukgeschichte gebracht: So vor allem in der gruseligen Erzählung vom „Hahlawer“, die so recht geeignet ist, am Kamin während der langen Winterabende erzählt zu werden. Die ganze Angst und Dumpfheit kleinbürgerlichen Stadtgeistes im Mittelalter und dabei die ausgeprägteste bremisch-hanseatische Ortsstimmung gleichsam greifbar verdichtet in der schauerlichen, dabei aber psychologisch sehr tief gehenden Geschichte mit dem sensationell gepfefferten Titel: „Der Scharfrichter Adelarius und der Teufel Bassa“. Mit bewußter Kunst gehandhabte Novellistik in der etwas manierten Biedermeier-Erzählung vom „alten Franzosen Thomas“. Daneben schlichte Kriegsabenteuerchronik in „Hänschen von Halberstadt“ oder „der alten Friesen Seeabenteuer“. Also wahrhaftig keine Sammlung von Volksagen! Was allein den mannigfachen Inhalt zusammenbindet, ist jenes so prächtig gegebene Lokalkolorit und dann

vor allen Dingen der einheitliche und eigentümliche Stilcharakter in der Wagenfeldschen Erzählungsart. Sein Talent schwankt merkwürdig zwischen dichterischem und historischem Vermögen. In seinen „Bremer Volksfagen“ blickt der Geschichtsschreiber dem Dichter über die Schulter. In seinen „Kriegsfahrten der Bremer“, einem vorgeblich rein historischen Buch, steckt wohl viel mehr freie Erfindung, als es nach dem schlichten, chronikenhaften Charakter den Anschein hat. Im Grunde überwiegt wohl der Dichter, der, wie Goethe sagt, „aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert.“ Seine rastlos erfindende Phantasie entzündet sich indes vor allem an jenem bunten Wechsel des Geschehens, der in den alten Geschichtsbüchern panoramenartig vorüberzieht. Ja, sie fühlt sich diesem großen Abenteurergeist des Werdens und Geschehens so innerlich verwandt, daß sie selbst mühelos, naturartig gleichsam, im Geist der Geschichte produziert, sprudelnd buntwechselnde Ereignisfolgen erfindend, ja aus unbestechlich starkem Gefühl für selbst die entlegensten geschichtlichen Milieus und aus reiner Lust am Erfinden geradezu zum Nachahmer, ja zum Fälscher der Geschichte werdend. Daß die Begabung Wagenfelds wirklich in diese bedenkliche Richtung trieb, hat unser Leser bereits erfahren. Mehr aber, als über das derart vergeudete Talent zu klagen, liegt es uns nahe, mit allem Nachdruck das positive seiner Anlage hervorzuheben. Noch einmal: Wie konnte dieser Mann erzählen! Wie in einem anmutigen Wechsel von behaglich am Gegenstand verweilender Beschreibung und knappem, atemlos den Ereignissen folgendem Bericht den Hörer oder Leser spannen und dann von seiner Spannung erlösen! Dabei hat er stets die wahre Miene des echten Erzählers: Maskenhaft, nicht lächelnd und nicht betrübt, keinem Ausdruck des persönlichen Mitempfindens Raum gebend, sine ira et studio. Ohne Frage schulte er sich nicht nur an der Lektüre verworrener Chroniken des Nordens, sondern an der klaren klassischen Erzählungsart der antiken Autoren, vor allem wohl an Herodot. Mit den schlichtesten Mitteln des Ausdrucks greift er das wesentliche der zu schildernden Erscheinung heraus und baut sie vor dem Auge des Beschauers ohne jede Umschweife, aber unfehlbar deutlich auf. Wir zitieren eine Stelle aus der Geschichte von St. Oleffs Sarg, die Schilderung eines Abends auf der Weser. Der Schiffer Karsten hat von seinem Knecht vernommen, daß es nachts auf seinem Weserkahn spukt. Er beschließt, selbst eine Nacht darauf zuzubringen und begibt sich gegen Abend an Bord.

„Da stand er nun straff und trotzig am Mast, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Auf der Aschenburg waren sämtliche Fenster

erleuchtet, und Pauken und Trompetenschall gab Kunde von dem fröhlichen Bankett. Auch war es noch lebendig in den Straßen, Leute mit Laternen gingen hin und her, und in einer Schenke am Ufer vernahm man deutlich lauten Wortwechsel, der mit einer heftigen Schlägerei endigte. Allmählich verschwanden die Leute von den Straßen, der Trompetenschall war verstummt, die Lichter in der Burg wurden ausgelöscht, und auf dem Wasser lagerte sich eine undurchdringliche Finsternis. Es wurde spät und still. Von Zeit zu Zeit schrillte der Wetterhahn auf dem Dach der Aschenburg, wenn der Wind umsprang; auch hallte der dumpfe Ruf der Kunde vom Sangturm zu ihm herunter, und die Kirchenglocken ließen sich von Viertelstunde zu Viertelstunde vernehmen. — Dann war alles wieder ruhig, und das Knarren der Taue, sowie das leise ununterbrochene Plätschern der Wellen war das einzige Geräusch, das zu seinen Ohren drang.“

Die epische Schlichtheit und durchaus bildhafte Anschaulichkeit solcher Schilderungen ist gar nicht hoch genug zu schätzen. An ihnen sind die Volksfagen sehr reich. Oft glaubt man während der Lektüre im Geist den Verfasser als Schuljungen vor sich zu sehen, wie er sich mit seinen Kameraden in der bremischen Altstadt herumtrieb und wohl den halben Tag an und auf dem Wasser herumlag, überall beobachtend, das Geschaute fest seiner phänomenalen Erinnerung anvertrauend, die später alles mühelos und richtig wieder reproduzierte.

Aber jener Geist ironischer Mystifikation, von dem bei den sieben Säulen die Rede war, er schwebt auch über den übrigen Bremer Volksfagen. Von dem Menschen Wagenfeld wird uns ein starker Hang zum Mystifizieren berichtet und wir haben bereits erfahren, daß es einmal sein Ehrgeiz war, die ganze Welt zu mystifizieren. Ins rein künstlerische und wohl erlaubte gewendet, sehen wir diese Tendenz auch an seinen reifsten Dichtungen. Der Kampf echter freier Begabung und Selbstständigkeit gegen konventionelle Beschränktheit geht als Leitmotiv durch die sämtlichen Bremer Volksfagen, niemals aber tendenziös und ausgesprochen, sondern in eben jener ironischen Verschleierung, die den Leser zu täuschen sucht. Man fühlt hier ein persönliches Moment durch, man ahnt die Erbitterung Wagenfelds gegen den kleinbürgerlichen Geist seiner Bremer Umgebung.

Er selbst war ja so einer von den sieben Säulen, der in scheinbarer Untätigkeit mühelos allem Fleiß überlegene Leistungen produzierte, der in der praktischen Handelsstadt wie ein Fremdling des Geistes einsam stand und ganz notwendig in dieser Umgebung zum Bohémien und

Sonderling werden mußte. Er war der Gegenstand unendlichen Klatsches, der Mittelpunkt mancher Anekdoten, das Ärgernis und vielleicht doch der heimliche Stolz der Stadt, ja zu einer Zeit ihre höchste Sensation und darüber hinaus die Sensation der ganzen wissenschaftlichen Welt.

Das bringt uns auf das berühmte aber vielleicht doch genialste Werk seines Lebens, welches aber leider seinen Gang zur Mystifikation abseits von einer rein künstlerischen Umformung in furchtbar grotesker Ausgewachsenheit zeigt: Die Fälschung des Sanchuniathon. Hat er ihn selbst mit der Absicht geschrieben, Sensation zu machen? Wir glauben, es kam ihm ebenso wenig darauf an, wie auf pekuniären Erfolg. Der Plan, die gelehrte Welt zu täuschen, scheint uns hervorgegangen aus einem inneren Überlegenheitsgefühl einerseits und dem bitteren Bewußtsein andererseits, daß ihm, dem Hochbegabten, doch gewisse moralische Voraussetzungen des Erfolges fehlten, die schon den Durchschnittsmenschen befähigen, rasch zu Ansehen und Ehren zu gelangen. Im akademischen Lehrbetriebe der Universität muß sich bei ihm eine starke Verachtung der zünftigen Vertreter der Wissenschaft herausgebildet haben. Darüber hinaus scheint aber der Gang zum Mystifizieren auch schlechthin als nicht weiter zu begründende Anlage seines Wesens bestanden zu haben.

Wie uns seine Freunde berichten, war er ein merkwürdiges Gemisch von Offenherzigkeit und Lüge. Als Lügner stellte er aber jenen edleren uneigennütigen Typus dar, der dem Dichter sehr nahe kommt, und der lügt aus der fast krankhaften Lust am Erfinden, nicht um sich selbst zu nützen oder aus mißlicher Lage zu retten. Offenbar lagen hier in seiner Naturanlage gewisse, wenn auch nicht pathologische, so doch nicht völlig durchsichtige und normale Eigenschaftsverbindungen vor, und deren Opfer ist Wagenfeld geworden. „Der Charakter Wagenfelds, im ganzen offen, war mehr geeignet, einen solchen Plan (nämlich zur Fälschung des Sanchuniathon) anzulegen, als ihn nun auch mit Konsequenz zu Ende durchzuführen“, sagt uns ein Berichtstatter über die Sache. Es ist bezeichnend, daß der angebliche Herausgeber des Sanchuniathon seinen Bekanntenkreis keineswegs über den wahren Charakter seiner Fälschung im Zweifel ließ, ja, daß er sogar Blätter der kostbaren Faksimile-Handschrift freigiebig auf der Straße an Freunde verteilte! Nicht die Anlage (sie stand sittlich gewissermaßen „jenseits von Gut und Böse“), sondern eben die Durchführung des Unternehmens kostete ihn denn auch seine moralische Konstitution, das sittlich doch überaus gefährliche Experiment wuchs ihm über den Kopf. Nichts ist begreiflicher, ja menschlich rührender,

als eben dies. Um die fortwährenden Nachprüfungen und Zweifel der Gelehrten zu bestehen, mußte Wagenfeld Lüge an Lüge spinnen, während er selbst doch schon immer mehr Gegenstand stark degradierender Angriffe wurde. Die einzelnen Etappen seiner Entlarvung können wir hier nicht aufzählen. Am schlimmsten war die Entdeckung des jüngeren Grotefend, wonach der angebliche portugiesische Oberst, der Wagenfeld die Entdeckung und Absendung der griechischen Handschrift mitgeteilt haben sollte, sich — nach dem Wasserzeichen zu schließen — des Papiers einer Delmenhorster Fabrik bedient hatte! Die amtlichen Nachforschungen der englischen Regierung nach demselben Offizier blieben natürlich erfolglos, das Kloster, wo die Handschrift aufgefunden sein sollte, existierte gar nicht, der Name der Provinz war falsch gebildet usw. Während er so sein kunstvolles Lügengebäude zusammenstürzen sah, und sich immermehr in Widersprüche verwickelte, mußte er obendrein noch den längst in Aussicht gestellten Originaltext des Sanchuniathon fertig stellen, was ihm aber begreiflicher Weise viel weniger Freude bereitete, als jener Entwurf des vorläufigen Auszugs. Der Originaltext fiel denn auch sehr ungleichmäßig aus, vor allem in sprachlicher Hinsicht. Das Griechisch zeigte sehr viele grammatische Fehler, war aber andererseits außerordentlich flüchtig — eine für Wagenfeld sehr charakteristische Tatsache, die sich die Gelehrten nur so zu erklären wußten, daß nicht er der eigentliche Verfasser sei, sondern irgend ein Neugriecher. Was den Inhalt betrifft, so ist es für uns als Nichtphilologen kaum geraten darauf einzugehen. Überdies existiert darüber eine kleine gelehrte Literatur. Für uns genügt es zu wissen, daß hier eine geschichtsartige Erfindungskraft, eine große Belesenheit in der antiken Quellenliteratur, eine überaus geschickte Verwendung der darin enthaltenen Daten sowie auch ein täuschendes Nachahmungstalent ihrer Darstellungsart sich verbinden. Vor allem aber verrät sich auch hier das poetische Talent Wagenfelds. Die Lektüre des Sanchuniathon ist auch heute noch empfehlenswert. Eine herrlich fabulierende Phantasie erzählt von fremden, verschollenen Ländern und Völkern und Menschen, Abenteuer aller Art, teilweise sehr komische, aber auch viele großartige, ziehen an uns vorüber. Erhabene, homerisch stilisierte Anreden, Ausrufe und Gesänge sind eingestreut — alles täuschend in der Art eines antiken Autors. Für den Leser ein vielseitiger, ganz besonders gewürzter Genuß. Am verblüffendsten muß es für die Gelehrten gewesen sein, daß hier plötzlich vor ihren Augen das Bild einer ganzen, bisher unbekanntem phönizischen Literatur von Hymnendichtern und Historikern erstand, auf die sich Sanchuniathon als Quelle beruft oder auf die er nur einfach hinweist (nämlich

immer dann, wenn die Erfindungskraft des Herrn Wagenfeld versagte). Besonders interessiert uns, die wir doch vor allem Wagenfelds charakteristisches Talent ins rechte Licht rücken wollen, die von ihm keck improvisierte phönizische Hymnendichtung. Sie läßt das nüchterne Handelsvolk der Phönizier plötzlich in einem ganz anderen — leider nur täuschenden — Lichte erscheinen. Sanchuniathon zitiert einige Gefänge, und wir können es uns nicht versagen, davon eine Probe zum Abdruck zu bringen:

Das Klagelied über Sidon.

1. „Hat dich die See ans Ufer gerollt, eine Perle? Oder bist du dem Himmel entsprossen, ein glänzender Stern?
2. Das Binnenland leuchtet von deinem Glanze, und deine Schöne strahlen die Meereswogen zurück. —
Wenn du, o Königin der Wellen, die Deinen vorüberschiffen siehst, freuest du dich, wie eine glückliche Mutter beim Anblick ihrer Kindlein.
3. Aber, erhebe dein Auge in die Ferne! Thränen werden, über deine Wangen rollend, das Land benetzen und das Meer wird ertönen vom Trauergefänge.
4. Denn deine Schiffe sind zerbrochen in Tartessus, und die besten deiner Söhne liegen am fernen Gestade, eine Beute der Geier und Fische.“

Grottefend verglich dies Lied mit der berühmten Klage des Ezechiel über Tyrus in der Bibel, und er konnte nicht umhin, dem Zitat des Sanchuniathon den Preis zu geben! Wie mag sich Wagenfeld darüber gefreut haben!

Für uns als Nichtphilologen ist übrigens die Lektüre des letzten von den neun Büchern des Sanchuniathon am amüsantesten. Der König Sydyk läßt die Zöglinge des Paideuterions von Sidon wegen mangelnder Beaufsichtigung nach Tyrus verlegen. „Um den Zustand der Anstalt“, so sagt Wagenfeld im Vorbericht, „genauer zu charakterisieren, legt der Verfasser Auszüge aus der sidonischen Geschichte des Barmirchabas vor, aus welchen dann freilich zu ersehen ist, daß eine genauere Beaufsichtigung der Schüler nur wünschenswert sein konnte.“ Der Text benutzt wahrhaftig die Gelegenheit, um uns allerlei lose Freimarktscherze des jungen Wagenfeld und seiner Freunde in phönizischer Vermummung aufzutischen! Das verwandte Milieu der phönizischen und hanseatischen Handels- und

Seestädte kommt ihm dabei zu statten und reizt ihn zu allerlei versteckten Parallelen. Der Schalk lugt aus jeder Zeile hervor. An einer Stelle ist von Trinkgelagen die Rede „in einem Hause, das nicht weit vom Schulgebäude lag, und in welchem sich auch immer einige von den umherziehenden Harfenistinnen einzufinden pflegten. Denn sie wußten sehr gut, daß sie hier einige von den Jünglingen finden, und von ihnen mit vielen kostbaren Dingen beschenkt werden würden, weshalb sie denn auch nicht an dem Hause vorübergingen, sondern, ehe sie die Stadt betraten, sich hier geraume Zeit aufhielten.“ So etwas wirft kein sehr günstiges Licht auf die sittliche Lebensführung des Schülers Wagenfeld! Schon die Vorschule übrigens entließ den Knaben mit dem betrüblichen Zeugnis: „Von Sitten roh und gemein.“ Auf der Gelehrten-Schule (dem heutigen Gymnasium) scheint er sich aber besser gemacht zu haben, jedenfalls haben seine Lehrer weniger von seinen Streichen gemerkt. Vergessen wir nicht, daß Wagenfeld aus geringen Kreisen stammte und keineswegs eine gute Erziehung genossen hat. Er soll sich oft in der Neustadt und am Buntentorsteinweg in den Ausspannwirtschaften aufgehalten haben, um die Sitten der Fuhrleute zu studieren. Selbst das ist im Sanchuniathon zu lesen! Dieser „Historiker“ dient uns also besser als Quelle für Wagenfelds Leben als für das Leben der alten Phönizier! „Abends“, so erzählte Barmircharbas in seinem Buche, „gingen wir dann in eine Schifferschenke nahe am Hafen und hörten da häufig den Erzählungen der Schiffsknechte von den Inseln und Barbarenländern zu. — — — Hier also kamen wir bei einbrechender Nacht zusammen, so verkleidet, daß wir gänzlich unkenntlich waren: Die Sidonier (die Bremer!) halten es nämlich für sehr unanständig, mit Schiffsknechten Umgang zu haben. Wir aber kehrten uns daran nicht, sondern zogen Sklavenkleider an und verkehrten doch mit ihnen, indem wir auf Säcken und Schläuchen lagen, die überall umherlagen — — — und von demselben sauren Weine mit den Matrosen tranken; denn guten, süßen Wein schenkte dieser Wirt gar nicht. Hier nun hörten wir viele merkwürdige Dinge von fremden Völkern und Ländern, und da wir uns die Matrosenausdrücke und ihre Sitten aneigneten, bemerkten sie nie, daß wir nicht Schiffsknechte waren, sondern hielten uns für Leute aus dem Volk und ihresgleichen. Denn hätten sie uns nicht dafür gehalten, so hätten sie uns gewiß aus der Tür geworfen, so sehr verachten sie die Leute von guter Abkunft.“ In feineren Zirkeln hat Wagenfeld übrigens fast gar nicht verkehrt. Er war ein Sohn des Volkes und fühlte sich nur unter dem Volke wohl, zumal er hier unverfälschtes Leben beobachtete und alte Überlieferungen noch am Leben

finden konnte. So ist er ja auch ein volkstümlicher Dichter, und eben dies gibt seinen Volksfagen den Heimatsgeruch, jene echte Tradition, die in den höheren Kreisen nicht so intensiv fortlebt.

Nicht nur der Sanchuniathon, auch die Bremer Volksfagen, enthalten übrigens — ganz abgesehen von ihrer Ironie — mancherlei direkt persönliche Züge, die man hier ja ebensowenig vermuten sollte. Liest man von den Streichen des Geistes „Fahlawer“ in der Stadt und auf dem Werder, so tritt sogleich das Bild des abenteuernden Wagenfeld vor Augen, der, für die Gesellschaft selbst schon ein toter Mann, sich in der Altstadt, Neustadt und in der Bremer Umgebung „abenteuernd, gewöhnlichen Vergnügungen und schlechten Witzen nachjagend“ herumtrieb, stets durch solche Pöffen seine innere Unruhe betäubend und sich nach einer gelungenen Mystifikation seiner Mitmenschen gern das Zeugnis seiner Überlegenheit ausstellend — wohl um auf diese desperate Art sein wankendes Selbstbewußtsein wieder zu stärken. Äußerlich kam er jedenfalls soweit herunter, daß er oft genug seinen Aufenthalt da nehmen mußte, „wo man zwar umsonst, aber doch zwangsweise ein nächtliches Unterkommen findet.“

So traurig — ja man darf sagen so tragisch — ging einer der begabtesten Söhne unserer Stadt zu Grunde. Ihm hatte die Natur mannigfache Gaben in die Wiege gelegt. Aber dabei bestätigte sich wieder, wie gefährlich diese Gaben vielfachen Talentes und Genies sind, wenn ihr Besitzer nicht die nötige moralische Energie besitzt, erstens das Dilemma seiner Vielseitigkeit zu überwinden und sich auf die beste seiner Anlagen zu konzentrieren und zweitens in der einmal gewählten Richtung auch alle seine Kraft mit Ausdauer zu beschäftigen. Wir betonten es schon: Wagenfeld schwankte zwischen Dichter, Historiker und Philologen. Er hätte nach allen diesen Richtungen Hervorragendes leisten können. Aber der Dichter verfälschte zu oft in ihm den Gelehrten, und auch das Umgekehrte war in gewissem Sinne bei ihm der Fall. So verstehen wir die eigentümlich verhängnisvolle Konstellation, unter der jemand zum Fälscher werden kann. Heutzutage wird es nicht oft so gefährlich: Aus der Mischung von Künstler und Gelehrtem geht der Journalist hervor. Dazu aber war Wagenfelds Natur zu robust, zu kernig und mächtig. — Bei ihm bestätigt sich weiter, wie bedenklich und gefährlich das bei künstlerisch veranlagten Naturen so leicht sich einstellende Gefühl der Verachtung ihrer Umwelt ist, und daß manche geniale Natur sich bloß durch den fortwährenden Kampf gegen das ihn umzingelnde Philisterium geradezu erschöpft, und seine produktive Kraft in den Dienst einer unfruchtbaren

Ironie stellt, die ihn schließlich soweit bringt, daß er sich selbst nicht mehr ernst nimmt. Und die Lüge, mit der Wagenfeld seine Mitmenschen herabzusetzen suchte, sie hatte doch, so blendend sie auch war, ein notwendiges moralisches Odium an sich, ein Odium, unter dessen Unwürdigkeit Wagenfeld schließlich selbst zusammenbrach.

Peer Gynt, dieser große Lügner und Dichter, dies Kind mit dem magierhaften Allure, dieser Renommist und geniale Abenteurer, der nur die eine Tugend nicht besitzt, sich selbst treu zu bleiben, — er enthält so mancherlei typische Wesenszüge, die an Wagenfeld erinnern. Wir wollen es dem Leser überlassen, diese vergleichenden Gedanken fortzuspinnen.

